

FEDERICA DE CESCO

Das Gold der Azteken

Roman

Das Buch

Tecuipo, die Tochter des mächtigen Azteken-Kaisers Montezuma, lebt wohlbehütet und in großem Reichtum im Herrscherpalast in Tenochtitlan. Seit ihrer Kindheit liebt sie Prinz Guatemoc. Als dieser eines Tages von einem erfolgreichen Feldzug gegen die Mayas zurückkehrt, hält er um ihre Hand an. Doch bald darauf wird ihr junges Glück von der Ankunft einer feindlichen Flotte bedroht. Spanische Söldner wandern mit der Absicht, das Aztekenreich an sich zu reißen, landeinwärts. Die weißen, bärtigen Männer bedrohen mit ihrem Eroberungsfeldzug Tecuipos gesellschaftliche Stellung, ihre junge Liebe und sogar ihr Leben. Wird ihr Vater stark genug sein, diesem Angriff standzuhalten? Und wird er weiterhin ihre Vermählung unterstützen, oder wird er sich aus taktischen Gründen noch einmal umentscheiden?

Die Autorin

Federica de Cesco, geboren in der Nähe von Venedig, wuchs mehrsprachig in verschiedenen Ländern der Welt auf. Nachdem sie bereits über 50 erfolgreiche Kinder- und Jugendbücher verfasst hatte, schrieb sie mit *Silbermuschel* ihren ersten Roman für erwachsene Leser, der sofort zum Bestseller wurde und dem weitere große Romane folgten (u.a. *Die Tibeterin*). Seit 28 Jahren mit einem japanischen Fotografen verheiratet, lebt Federica de Cesco jetzt in der Schweiz.

Lieferbare Titel

Weißer Kranich über Tibet – Im Herzen der Sahara – Die goldenen Dächer von Lhasa – Fern von Tibet

I. KAPITEL

Eines Nachts wurde Prinzessin Tecuipo, die Tochter des erhabenen und allmächtigen Herrschers Montezuma, durch einen schrillen Schrei jäh aus dem Schlaf gerissen. Es war im Januar des Jahres Ce-Acatl, des Jahres der beiden Schilfrohre, von dem die Priester geweissagt hatten, es werde sich für die Zukunft des Aztekenreiches unheilvoll auswirken.

Tecuipo richtete sich in der Dunkelheit auf; ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Eine Zeit lang blieb alles still. Schon glaubte Tecuipo, geträumt zu haben, als lautes Stöhnen einsetzte. Es folgte ein Schrei, halb Kreischen, halb Schluchzen. Erregtes Flüstern, das Tapsen eiliger Füße wurde hörbar. Der Schein einer Fackel huschte über goldene und türkisblaue Wandbemalungen. Dann wieder Dunkelheit und Stille.

Tecuipo warf ihre Decke zurück. Ihre nackten Füße berührten den Steinboden. In ihrem leichten, kostbar bestickten Baumwollhemd schritt sie lautlos um die Matte herum, auf der ihre Kammerzofe Tlali fest schlief. Sie stieß behutsam die Tür auf und trat aus ihrem Gemach in den Gang. Durch die hohen Fenster zwischen den holzgeschnitzten Säulen fiel bläuliches Mondlicht. Tecuipo blieb auf der Schwelle stehen, lauschte mit angehaltenem Atem. Alles war ruhig. Erst nach einer Weile vernahm Tecuipo stockende, röchelnde Atemzüge. Tecuipo

wusste, es war die kranke Prinzessin, die ihren Schmerz und ihr Entsetzen in die Nacht hinaus schrie. Es schauderte sie. Der Herrscher hatte befohlen, dass niemand, außer ihre eigenen Kammerfrauen die Gemächer der Prinzessin betreten durfte. Bewaffnete Wachen wechselten sich vor ihrer Tür ab. Tecuipo seufzte beklommen. Auch sie, die Tochter Montezumas, durfte die Schwelle nicht übertreten.

Traurig trat Tecuipo an ein Fenster heran. Als sie sich nach draußen beugte, glitt ihr schweres Haar über ihre Stirn, fiel lautlos auf ihre Schultern. Dunkelheit verhüllte die uralten Bäume des Gartens. In den kunstvoll beschnittenen Lauben und Hecken leuchteten Glühwürmchen. Über den schwarzen Himmel zog die schmale Mondsichel einen silbernen Bogen. Tecuipo holte gepresst Atem. Die Luft war süß und schwer von den Düften der Blumen. Ab und zu drang ein rauhes Fauchen, ein dumpfes Knurren aus der Finsternis; es schien aus dem Schoß der Erde zu kommen. Tecuipo wusste, dass die heiligen Jaguare nachts durch ihren Graben strichen. Sie fauchten die wandernden Sterne an und zerrissen die Fleischbrocken, die die Wächter ihnen zuwarfen. Doch Tecuipo kümmerte sich nicht um diese vertrauten Geräusche. Voller Mitleid rief sie sich die sonderbaren Geschehnisse ins Gedächtnis zurück, die sich im vergangenen Herbst ereignet hatten.

Montezumas ältere Schwester Papantzin, deren Gatte in einer Schlacht fiel, war kinderlos geblieben und lebte zurückgezogen bei Hofe. Sie widmete sich der Beobachtung der Pflanzen und der Gestirne, wusste die Bewegungen der Wolken zu deuten und las geheimnisvolle Zeichen im

Geäder der Steine und in den Maserungen der Hölzer. Sie spielte Flöte; ihre Musik, so erzählte man sich, habe magische Kräfte. Auch war Papantzin für ihre Dichtkunst bekannt. Der Herrscher schätzte es sehr, wenn sie ihm mit ihrer sanften, dunklen Stimme ihre Gedichte vorsang. Als er sie aber eines Tages fragte, weshalb ihre Strophen nur von Tränen, Vergehen und Tod handelten, erwiderte sie seufzend:

»Herr, wie soll ich die Fröhlichkeit besingen, wenn sich meine Seele vor Kummer in Dunkelheit verliert?«

Milde und teilnahmsvoll hatte sich der Herrscher erkundigt: War es der Verlust ihres Gattens, der ihren Schmerz immer wieder aufs Neue entfachte?

Doch Papantzin senkte die blassen Lider.

»Nein, Herr. Meinen Gatten zu beweinen ist mein eigenes Schicksal. Meine Liebe zu ihm verwandelt den Tod in Leben. Über mein Volk jedoch erhebt sich das Angesicht des Grauens. Ihm droht der Wahn ohne Orakelspruch, das Blut ohne die Reinigung, die Finsternis ohne die Hoffnung auf Licht.«

Die rätselhaften Worte seiner Schwester bedrückten den Herrscher so, dass er an diesem Abend keinen Gesang mehr hören wollte. Er zog sich frühzeitig in seine Gemächer zurück, wo beunruhigende Träume ihn verfolgten.

Papantzin war feingliedrig und zart. Ihre Augen, unter flaumigen Brauen, waren dunkel und verschwommen wie Rauch, ihre Hände klein und wie aus Elfenbein geschnitzt. Ihr braunes Haar, füllig und seidenfein, bedeckte wie ein Schleier ihre schmalen Schultern. Sie war sanft und mildtätig und wurde von allen geliebt. Montezuma hatte ihr Tecuipos Erziehung anvertraut. Papantzin unterwies sie in

Schreibkunst, Mathematik und Sternkunde, machte sie mit der Mythologie und Geschichte des Landes vertraut. Tecuipo lernte Malen, das Flötenspiel und Tanzen. Sie hatte auch andere Lehrer, die ihr das Spiel mit dem Federball ebenso wie das Bogenschießen und die Handhabung eines Speers beibrachten. Sie lernte auch, Baumwolle zu spinnen, aufzuspulen und zu weben oder mit bunten Fäden und kostbaren Federn üppige Stickereien herzustellen. Alle diese Fertigkeiten gehörten zu der für königliche Prinzessinnen üblichen Erziehung.

Tecuipo, deren Name »Maisblüte« bedeutet, war das einzige überlebende Kind von Montezumas erster Gattin Tecalco, die sehr jung einem heimtückischen Fieber zum Opfer gefallen war. Da der Herrscher die Verstorbene sehr geliebt hatte, brachte er dem Mädchen eine besondere Zuneigung entgegen.

Tecuipo bewohnte ihren eigenen Palastflügel. Soweit sie sich erinnern konnte, war sie von beflissenen Dienerinnen und müßigen Hofdamen umgeben gewesen, die nur darauf aus waren, sie wie eine Puppe zu schmücken und ihr das Leben angenehm zu machen. Eine andere wäre hochmütig oder launisch geworden. Aber in ihrem Herzen ersetzte Papantzins Güte und warmes Verstehen die Liebe der fehlenden Mutter.

Tecuipo entdeckte bald, dass Papantzins bescheidenes Auftreten Willensstärke und Kühnheit verbarg. Als Einzige bei Hof wagte sie, ihrem Bruder, dem Kaiser, in aller Ruhe zu widersprechen. Montezuma duldete ihre Eigenwilligkeit, die er sonst von keinem in seiner Umgebung ertragen hätte. So ließ er es zu, dass Papantzin sich weigerte, den Kriegsgott Huitzilopochtli zu verehren. Ebenso

wenig huldigte sie Tlaloc, dem grausamen Wassergott, der als Gegengabe für den wohltätigen Regen die Tränen kleiner Kinder forderte, die ihm in Zeiten der Dürre als Opfer dargebracht wurden. Papantzin verabscheute diese blutrünstigen Götter und nahm nie an ihren Kultfesten teil. Es war von den Lippen Papantzins, dass Tecuipo die Sage von Quezalcoatl, dem gefiederten Schlangengott erfuhr, der in frühen Zeiten das Volk mit Frieden und Wohlstand beglückte.

»Einst lebte in der heiligen Stadt Tula ein weiser Priesterkönig. Sein Name war Quezalcoatl. Sein Antlitz war weiß wie Bergschnee und sein goldener Bart glänzte im Sonnenschein. Er war so sanftmütig, dass sich die Vögel auf seine Schultern niederließen und die Hirsche aus dem Walde traten, um Salz aus seiner Hand zu lecken. Quezalcoatl zerstörte die alten Tempel und schaffte die Menschenopfer ab. Er lehrte sein Volk, die Felder zu bebauen, Baumwolle zu spinnen und den Honig der Bienen zu sammeln. Und die Menschen, die auf seine Worte hörten, lebten glücklich in Einklang mit den Jahreszeiten und den Gestirnen.

Aber die Kriegsgötter dürsteten nach Blut. Zornerfüllt versammelten sie sich im hohen Himmelszelt und berieten, wie sie Quezalcoatl schaden könnten. Tezcatlipoca, der jüngste und listigste unter ihnen, sprach: »Lasst mich nur machen!« Er pflanzte einen Weinstock, und als die Trauben reif waren, kelterte er Wein daraus, füllte einen Becher und begab sich zu Quezalcoatl.

»Wenn du diesen Saft trinkst«, sprach er zu ihm, »wirst du nicht nur die Vergangenheit und die Gegenwart, sondern auch die Zukunft kennen.«

Quezalcoatl wusste nicht, dass er selbst ein Gott war. Er wollte nur der Diener seines Volkes sein. Daher sagte er sich: ›Vermag ich in die Zukunft zu schauen, werde ich die Gefahren erkennen, die uns bedrohen und kann sie rechtzeitig bannen.‹ So trank er denn; doch kaum hatte er den Becher geleert, verlor er die Herrschaft über sich selbst. Er riss sich die Kleider vom Leib und benahm sich auf eine Weise, dass die Leute ihn verspotteten. Als er wieder zu sich kam, weinte er vor Scham und Verzweiflung. Er verließ die Stadt Tula und begab sich, begleitet von seinen treuesten Anhängern, an die Küste. Dort baute er ein Floß. Seine Gefolgsleute weinten und baten ihn zu bleiben. ›Verlass uns nicht, o Herr!‹ Er aber sprach zu ihnen: ›Betrübt euch nicht. Ich ziehe fort, um geläutert zu werden. Doch eines Tages kehre ich zurück, um die Leidenden zu trösten.‹ Weinend fragten ihn die Jünger: ›Wie aber, o Herr, werden wir den Tag deiner Rückkehr erkennen?‹ Und Quezalcoatl erwiderte: ›Seid ohne Furcht, ich werde euch ein Zeichen senden.‹ Dann bestieg er das Floß und verschwand in Richtung der untergehenden Sonne.«

Hier endete Papantzins Geschichte. Doch immer, wenn sie Tecuipo in den Sinn kam, flogen ihre Gedanken zurück – zurück zu dem Tag, an dem sie die Sage zum ersten Mal hörte und sie die gütige Prinzessin fragte:

»Wann ist es denn so weit? Wann wird er endlich wieder kommen?«

»Das weiß niemand, mein Täubchen«, hatte Papantzin damals mit traurigem Lächeln erwidert. »Doch wir dürfen die Hoffnung nicht verlieren. Er kann schon morgen wieder bei uns sein.«

Papantzins alte Pflegerin, Yolotl, war schon über dreißig Jahre in ihrem Dienst. Als sie eines Morgens in das Schlafgemach ihrer Herrin trat, fand sie diese bleich und regungslos neben ihrem Bett am Boden liegend. Voller Entsetzen beugte sich Yolotl über die Prinzessin. Kein Atemzug drang aus ihren Lungen. Ihr Antlitz war starr, ihre Gliedmaßen kalt wie Stein. Die halb geschlossenen Lider ließen das Weiß des Augapfels sehen. Die Schreie der Amme riefen die Dienstboten herbei, und bald war der Palast von Wehklagen erfüllt. Die Ärzte, in aller Eile herbeigeholt, vermochten nur noch den Tod der Prinzessin zu bestätigen.

Als Tecuipo die schreckliche Nachricht vernahm, fiel ihr der Kummer schwer auf die Seele. Sie zog sich in ihr Schlafgemach zurück, verweigerte jede Nahrung. Sie weinte, bis ihre Tränen versiegeten und hohes Fieber ihre Wangen rötete.

Auch Montezuma zeigte seinen Schmerz. Er ordnete an, die Verstorbene mit den höchsten Ehren zu bestatten. Wie es der Brauch vorschrieb, schnitt er ihr eigenhändig die Stirnlocke ab. Im Schlossgarten wurde der Leichnam in weiße Totengewänder gekleidet und im »Haus der Eulen«, einem unterirdischen Grabgewölbe, bestattet. Eine Totenmaske, auf der ein Schmetterling – das Sinnbild der Seele – gemalt war, bedeckte ihr Antlitz. In einem kostbaren Gefäß neben der Totenbahre wurden ihre Lieblings Speisen aufgestellt. Dann wurde der Eingang des Gewölbes durch eine Steinplatte geschlossen.

Am Tage darauf begab sich die kleine Tochter einer Palastdame frühmorgens in den Garten, um frische Blumen zu pflücken. Plötzlich trat, wie eine Erscheinung, eine

weiß gekleidete Frau aus dem rosa Morgendunst. Voller Entsetzen erkannte das Kind die verstorbene Schwester Montezumas. Sie glaubte, ein Gespenst zu sehen, ließ ihren Blumenstrauß fallen und flüchtete schreiend in die Gemächer ihrer Mutter. Diese war gerade aus dem Bad gestiegen, ihre Frauen kleideten sie an und kämmt ihr Haar. Atemlos erzählte das Kind, was ihr begegnet war. Doch die Frauen lachten sie aus, und ihre Mutter sagte:

»Du schläfst wohl noch mit offenen Augen! Was du gesehen hast, war nur ein Nebelschwaden!«

Doch das kleine Mädchen ließ es sich nicht ausreden, zerrte ihre Mutter am Ärmel ihres Kleides, um sie in den Park zu schleppen. Um Ruhe zu haben, folgte die Edelfrau schließlich ihrer Tochter in den kühlen, tauglitzernden Garten. Die Nebel hatten sich aufgelöst, die Sonne färbte die Baumwipfel golden. Unzählige Vögel schwirrten und sangen in den Zweigen. Das kleine Mädchen streckte plötzlich den Arm aus. Der Edelfrau stockte der Atem. Im Halbschatten, unter den Bäumen, wankte eine schmale Gestalt im weißen Totengewand daher. Taumelnd wie ein Nachtfalter klammerte sie sich an Sträucher, verfang sich in Rosenbüschen. Ihre blicklosen Augen waren ins Leere gerichtet. Von ihren durch Dornen zerrissenen Händen tropfte Blut. Die Palastdame bezwang ihren Schrecken und ließ in aller Eile Papantzins Amme rufen. Tränenblind stolperte Yolotl in den Garten. Als sie Papantzin erblickte, streckte sie die Arme aus; von heftigem Fieber geschüttelt, sank die Totgegläubte an ihre Brust.

Nun bestand kein Zweifel mehr: Papantzin war dem Leben zurückgegeben. Yolotl nahm es auf sich, dem Herr-

scher das Wunder zu verkünden. Montezuma war insgeheim über dieses Ereignis entsetzt. Doch er ließ sich sein Grauen nicht anmerken und zeigte so viel Freude, als ihm seine herrschaftliche Unnahbarkeit zu offenbaren erlaubte. Sobald sich der Zustand der Kranken etwas gebessert hatte, ließ er sich an ihr Lager führen. Papantzin befahl mit schwacher Stimme, seine Gefolgsleute mögen den Raum verlassen. Yolotl verschloss eigenhändig die Tür, hinter der der Herrscher mit seiner Schwester allein blieb. Niemand erfuhr, welche geheimnisvolle Mitteilung Papantzin ihrem Bruder überbrachte. Doch als Montezuma sie endlich verließ, zeigte sein Antlitz Bestürzung und gewaltsam beherrschten Zorn. Zu Yolotl, die zitternd zu ihm aufsaß, sprach er:

»Deine Herrin ist schwer krank. Hüte sie wie deinen Augapfel und Sorge dafür, dass sie ihre Gemächer niemals verlässt. Niemand außer dir sei es erlaubt, sich ihrem Lager zu nähern.«

Und er entfernte sich in steifer Haltung, umringt von seinem Gefolge. Sein Umhang aus blauen Papageienfedern schleifte mit seidigem Rauschen über die spiegelglatten Bodenplatten.

Als Tecuipo erfuhr, dass die tot geglaubte Prinzessin noch am Leben war, wollte sie voller Freude zu ihr eilen. Doch man hielt sie zurück. Montezumas Befehl galt für alle Palastbewohner. Tecuipo flehte, befahl und drohte vergeblich. Niemand hätte es gewagt, eine Befugnis des Herrschers zu überschreiten.

Die Zeit verging; der Zustand der Kranken besserte sich nicht. Nachts erfüllten ihre Schreie und Klagelaute die einsamen Gänge. Beim ersten Mal hatte Tecuipo, müh-

sam ihr Entsetzen unterdrückend, nach ihrer Dienerin gerufen.

»Tlali, wach auf! Bring mir Licht, schnell!«

Mit zitternden Händen hatte die junge Sklavin die Öllampe angezündet. Tecuipo lauschte mit angehaltenem Atem. »Diese Schreie! Wie schrecklich! Wer mag das nur sein?«

»Die kranke Prinzessin!«, flüsterte Tlali. »Ihr Geist irrt in der Finsternis, mit den Fledermäusen. Man sagt ...«

Sie stockte.

»Nun?«, fragte Tecuipo ungeduldig.

Tlalis Lippen waren weiß vor Furcht.

»Man sagt, sie sei in ihrem Bett angebunden. Sonst überfiele sie die Menschen im Schlaf, um sich von ihrem Blut zu ernähren ...«

»Schweig!«

Tecuipo hatte fast geschrien. Diese Ammenmärchen brachten sie außer sich. Sie war mit den Gepflogenheiten des Palastes vertraut und wusste, dass solche Gerüchte nicht grundlos verbreitet wurden. Allmählich wuchs ihre Überzeugung, dass Papantzin in den Besitz eines furchtbaren Geheimnisses gekommen war. Der Kaiser, davon in Kenntnis gesetzt, wollte es um jeden Preis verborgen halten. Und weil er sich nicht getraute, die Hand an seine Schwester zu legen, hatte er sie zu einem Dasein in Abgeschiedenheit verurteilt.

Tecuipo wusste nicht, wie lange sie am Fenster gestanden hatte, den Kopf an die kalte Steinwand gelehnt. Die Schreie waren längst verstummt, als sie sich aufrichtete, mit beiden Händen ihr Haar aus dem Gesicht warf und

sich lautlos in ihre Gemächer zurückzog. Sie würde sich jetzt ins Bett legen und schlafen, als sei nichts geschehen. Sie hatte sich beruhigt. Ihr Entschluss war gefasst. Sie verdankte Papantzin zu viel, um ihr grausames Schicksal tatenlos mitzuerleben. Koste es, was es wolle, sie würde mit der Gefangenen in Verbindung treten, ihr Trost zusprechen und ihr beistehen. Noch wusste sie nicht, wie sich ihr Vorhaben verwirklichen ließ. Das Unternehmen war gefährlich; Papantzin wurde strengstens bewacht. Der Zorn des Herrschers würde auch vor seiner Lieblingstochter nicht Halt machen; die Folgen konnten tödlich sein. Aber Tecuipo ließ sich von diesem Gedanken nicht abschrecken. Es würde ihr schon etwas einfallen.

2. KAPITEL

Tenochtitlan, die Hauptstadt des Aztekenreiches, erhob sich stolz auf dem südöstlichen Ufer eines Salzsees im Herzen des Landes. Die zumeist einstöckigen Häuser waren aus roten Lavasteinen gebaut. Die vielen Blumengärten auf den flachen Dächern ergaben ein großzügiges, buntes Stadtbild, aus dem die steile Tempelpyramide Coatepetl, der »Schlangenberg«, in geheimnisvoller Wucht emporstieg. Auf der obersten Tempelterrasse brannte ein ewiges Feuer, dessen dunkle Rauchfahne sich im tiefen Blau des Himmels verlor. Ein Netz von gequadrerten Steindämmen war über das schillernde Wasser gesponnen und verband die Hauptstadt mit ihren wichtigsten Vororten: Tepeycat, Iztapalapan, das man das »Südtor« nannte, und Chapultepec, die »Schöne«, mit ihren prachtvollen Gärten. Um jede Überschwemmungsgefahr zu bannen, hatte man eine wuchtige Dammmauer errichtet, die den See in zwei Hälften teilte. Auf der anderen Seeseite lag Tezcucu, die Schwesterstadt Tenochtitlans, deren Palastbezirke, Tempelanlagen und üppige Gärten als unübertroffen galten.

Der »Huei-Tecpan«, der große Kaiserpalast, war eine Wasserburg mit einer gewaltigen Ringmauer und dreißig Toren. Sie war eine Stadt inmitten der Stadt mit Marmorbauten, Pavillons und prunkvollen Empfangssälen. Springbrunnen plätscherten in schattigen Höfen, die Platz für einige Tausend Menschen boten. Herrliche Terrassengärten

fürten zu einem künstlich angelegten Süßwasserteich. Die Palastbewohner ließen sich in buntbemalten Booten über das Wasser rudern und bewunderten die seltenen Fisch- und Pflanzenarten, die der Teich aufwies.

Nach ihren täglichen Unterrichtsstunden pflegte Tecuipo ihre Zeit im Schlossgarten zu verbringen. Sie liebte die Weite und Wildheit dieser Anlage mit ihren tausendjährigen Bäumen, dem Tiergarten und dem Vogelschlag. Der späte Nachmittag war ihre bevorzugte Stunde. die Hitze hatte dann bereits abgenommen, auf den Baumwipfeln und an der Oberfläche des Bodens nahmen Licht und Schatten ihre beweglichen Spiele auf. Die Luft war klar wie grüner Kristall. Der Vulkan Popocatepetl, mit ewigem Schnee gekrönt, schien in der Weite des Himmelraumes zu schweben.

Von Tlali im Abstand von fünf Schritten gefolgt, wanderte Tecuipo ohne Eile und anscheinend ohne Ziel an den blühenden Büschen vorbei. Doch ihr Gesicht war emporgerichtet und ihre scharfen Blicke schweiften über die mächtigen Palastmauern. Die Granitquader waren mit Reliefs geschmückt, die Schlangen, Pumas und mythische Vogelgestalten darstellten. Die Steine boten nur wenig Unebenheiten, doch Tecuipo entdeckte bald ein schmales Gesimse, das der Mauer entlanglief. Tecuipo hatte oft versucht, in Papantzins Fenster zu spähen; einmal hatte sie sogar die Umrisse einer Gestalt erblickt. Der Mauer vorsprung, der beide Fenster auf gleicher Höhe verband, war breit genug, dass ein Mensch darauf stehen konnte. Er lief rings um den Ostflügel des Palastes und endete unter der großen Terrasse der Sternwarte. Tecuipo blieb unter einem Jasminbusch stehen, pflückte eine Blüte und

atmete den Duft ein, wobei sie unmerklich lächelte. Ihr Plan stand fest. Aber sie musste die Nacht abwarten.

Tecuipo war überschlang und zierlich von Gestalt. Doch ihre Zartheit täuschte; sie war sehnig und geschmeidig wie ein Panther. Ihr rabenschwarzes Haar, nach Art der Aztekenfrauen rot gepudert, rahmte die zimtfarbenen Wangen ein und glänzte kupfern in der Sonne. Die Augen hinter den dichten Wimperschleiern waren goldbraun und durchsichtig wie Glas.

Jetzt, da ihr Entschluss gefasst war, überlegte sie sich jede Einzelheit gut. Ihre Zofe, die Tag und Nacht kaum von ihrer Seite wich, musste sie loswerden. Tecuipo täuschte kurz vor dem Abendessen ein leichtes Unwohlsein vor, schickte ihre Hofdamen fort und ließ sich die Speisen in ihre Gemächer bringen.

Als sie mit Tlali alleine war, wandte sie den Kopf von den dampfenden Schüsseln ab und seufzte.

»Wie schade, dass ich mich krank fühle! Ich habe keine Lust, allein zu essen. Komm, setz dich hin! Ich lade dich ein, mit mir die Speisen zu teilen!«

»Ich? An deiner Tafel?«, rief Tlali, von diesem Gunstbeweis überwältigt.

Bei Tisch sorgte Tecuipo dafür, dass Tlali rote Pfefferschoten vorgesetzt wurden, die in der Kehle brennen und Durst verursachen. Als dann der Augenblick kam, sich zur Ruhe zu begeben, sprach sie zu der Zofe:

»Ich fürchte mich vor bösen Träumen. Geh und besorge mir einen Schlaftrunk!«

Tlali tat, was ihr geheiß. Sie füllte Wasser in einen Becher und schüttete Mohnsaft hinein. Tecuipo warf ihr einen Seitenblick zu.

»Hast du auch so großen Durst?«

»Ja, fürchterlich!«, stöhnte die Zofe.

Tecuipo erlaubte ihr, auch für sich einen Becher zu füllen. Doch in einem unbeobachteten Augenblick wechselte Tecuipo die Becher blitzschnell aus. Lächelnd sah sie zu, wie Tlali durstig den Becher leerte. In Kürze würde die Zofe in bleiernem Schlaf fallen und erst dann aufwachen, wenn helles Tageslicht in den Raum fiel.

Tecuipo ließ sich für die Nacht zurechtmachen. Wie gewohnt zog Tlali ihre Matte neben das Bett der Prinzessin. Als ihre Atemzüge tief und regelmäßig gingen, stand Tecuipo behutsam auf. Sie zog ihr Gewand über den Kopf. Nur mit einem schmalen Lendenschurz bekleidet, trat sie ans Fenster. Mit einem Klimmzug, lautlos und geschmeidig, erreichte sie die Brüstung, drehte sich auf den Bauch und rutschte vorsichtig nach draußen. Ihre Beine hingen jetzt an der Außenwand. Ruhig, jedoch mit klopfendem Herzen, ließ sie sich abwärts gleiten. Einige bange Atemzüge lang fragte sie sich, ob es ihr wohl gelingen würde, das Kranzgesimse zu erreichen. Endlich berührten ihre tastenden Füße den Steinvorsprung. Tecuipo streckte sich noch ein wenig, fand einen Stützpunkt auf dem Gesimse und stand nun fest auf dem Steinvorsprung. Unter ihr erblickte sie die finsternen Baumkronen und etwas weiter den Graben der Raubtiere. Tecuipo schluckte schwer. Sie wusste, dass sie nicht in die Tiefe schauen durfte. Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen, setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen. Ihr Blick war starr auf das Eckfenster gerichtet, hinter dem sich Papantzins Gemach befand. Behutsam und geschickt bewegte sie sich vorwärts. Ihre Füße tasteten nach dem kleinsten Riss, der

geringsten Unebenheit, die sie am Ausrutschen hindern konnten. Die Mauer lag im Schatten und ihre schmale Gestalt hob sich kaum von der Dunkelheit ab. Einmal lösten sich einige Steinchen unter ihren Füßen, sprangen abwärts mit klirrendem Geräusch. Im Raubtiergraben fauchte erregt ein Jaguar. Tecuipo drückte sich enger an die warmen Steine. Ihr Herz schlug hart gegen die Rippen. Doch nichts regte sich. Nur die Augen der Jaguare leuchteten wie Funken in einem Brunnenschacht.

Tecuipo wartete, bis ihr Atem wieder ruhig ging und tastete sich dann behutsam weiter. Langsam näherte sie sich der schattendunklen Fensteröffnung. Mit leiser Stimme sprach sie Papantzins Namen aus. Nichts rührte sich in dem dunklen Gemach. Kein Laut, keine Bewegung wurde hörbar. Tecuipo ging das Risiko ein, lauter zu rufen. Immer noch Stille. Tecuipo brach der Schweiß aus. Ihre Finger wurden klamm, ihr Gaumen war trocken. Sie fröstelte. All die Gerüchte waren falsch. Papantzin war längst in das Totenreich zurückgekehrt, das sie niemals hätte verlassen sollen.

Tränen stürzten der jungen Prinzessin aus den Augen. Sie zitterte am ganzen Körper. Wie müde sie plötzlich war. Woher sollte sie nur die Kraft nehmen, ihren beschwerlichen Weg wieder zurückzugehen? Verzweifelt presste sie ihre tränenfeuchten Wangen an das raue Gestein, während ihr ein Schluchzen in die Kehle stieg.

Plötzlich glaubte sie, im Innern des Gemaches ein leichtes Geräusch zu vernehmen – ein Schleifen von Stoff, ein Gleiten nackter Füße. Tecuipos Atem stockte. Jäh hob sie den Kopf.

»Papantzin!«, keuchte sie.

»Wer ruft mich?«, flüsterte eine Stimme. »Ein Lebewesen oder ein Geist?«

»Ich bin es, Tecuipo, deine Nichte!«, stammelte Tecuipo.

Sie vernahm einen ersticken Ausruf. Eine dunkle Frauengestalt beugte sich aus dem Fenster. Tecuipo konnte das Weiße ihrer Augen sehen.

»Tecuipo! Wie kommst du denn hierher? Steig herauf, schnell! Bevor man dich sieht!«

Sie streckte die Arme aus. Tecuipo bekam eine trockene, heiße Hand zu fassen, deren unheimliche Magerkeit sie flüchtig an die Finger eines kleinen Äffchens erinnerte, das in ihrer Kindheit ihr Spielgefährte gewesen war. Mithilfe der Gefangenen zog Tecuipo sich am Fenstersims hoch und kletterte über die Brüstung. Einen Augenblick später stand sie mit fliegendem Atem im dunklen Zimmer. Papantzin drückte sie an ihren hageren Körper, streichelte und liebte sie mit zitternden Händen.

»Meine Schmuckfeder, meine kostbare Blüte! Still, still, dass die Wachen dich nicht hören! Wie tapfer du bist, die Gefahr auf dich zu nehmen! Aber du frierst ja!«

Sie nahm den Schal von ihren Schultern und hüllte Tecuipo darin ein. Dankbar kuschelte sich Tecuipo in die warmen Falten. Doch ein seltsamer Geruch nach Moder, Krankheit und Arzneien haftete an dem Wollstoff und löste in ihr einen unerklärlichen Widerwillen aus.

»Welch eine Freude, dich wiederzusehen!«, stieß Papantzin hervor. »Ich fürchtete, du seiest schon tot!«, seufzte Tecuipo.

Papantzin atmete schwer.

»Ich wäre es lieber«, erwiderte sie dumpf.

Helles Sternenlicht fiel durch das Fenster herein. Jetzt erst sah Tecuipo das Antlitz der Gefangenen. Ein Schauer jagte ihr den Rücken hinab. War das wirklich Papantzin, deren blumenzarte Anmut einst bei Hofe bewundert wurde? Anstelle der glatten, perlmutterschimmernden Züge erblickte Tecuipo das Gesicht des Todes selbst. Ein hageres Gesicht, über das die weiße Haut sich spannte. Und doch war es nicht ohne eine eigene Schönheit – die Schönheit der Knochen, die so zart geformt waren, dass selbst dieses gespenstische Antlitz nicht ohne Liebreiz war.

Doch nicht die geringste Farbe befand sich in diesem Gesicht. Die Lippen waren weiß, die Augen nur noch zwei schwarze Schatten. Dünnes Haar zeigte die blasse Kopfhaut und fiel strähnig auf die Schultern der Kranken. Während Tecuipo sie voller Entsetzen anstarrte, teilten sich die blutlosen Lippen. Ein trauriges Lächeln ließ die speichelnassen Zähne sehen.

»Ach, ich verstehe!«, seufzte sie. »Du fürchtest dich vor mir? Das ist nur natürlich. Seit meiner Rückkehr aus dem Haus der Eulen ließ ich mir nur ein einziges Mal meinen Achat-Spiegel bringen. Dann warf ich ihn fort. Ich konnte meinen Anblick nicht ertragen. War ich eine Tote? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich nicht mehr zu den Lebenden gehöre.«

Tecuipo hatte sich wieder gefasst. »Ich fürchte mich nicht vor dir. Du bist kein Geist. Ich spüre deine Wärme und höre dich atmen.«

Die Frau nickte matt.

»Manchmal glaube ich, dass ich krank bin und alles nur geträumt habe. Doch wenn es nur ein Traum war, dann war es ein furchtbarer Traum, von Blut und Entsetzen,

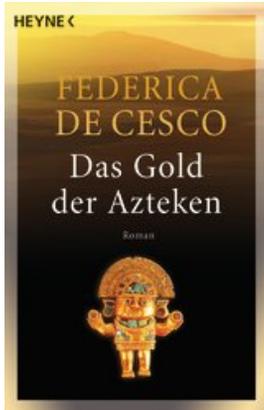
Umwelthinweis

Dieses Papier wurde auf
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Vollständige Taschenbuchausgabe 01/2007
Copyright © 2002 der überarbeiteten Neuausgabe by
Arena Verlag GmbH, Würzburg
Copyright © 2007 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2007

Covergestaltung und Artwork: © Hauptmann & Kompanie
Werbeagentur, München – Zürich
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-543-40055-9

<http://www.heyne.de>



Federica de Cesco

Das Gold der Azteken

Roman

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 12,0 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40055-9

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2006

Tecuipo liebt Prinz Guatemoc, den rechtmäßigen König der Azteken. Doch ihre Liebe, ihr Leben und ihre ganze Kultur sind vom Untergang bedroht, denn der mächtige Hernando de Cortez erhebt Anspruch auf das Erbe der indianischen Hochkultur. Tecuipo und Guatemoc müssen nun einen schweren Kampf führen – für ihre Liebe und für ihr Volk.